



FÜR VIELE WAR ES ATTRAKTIV

Ausländer in der DDR: So lebten sie

SUPERillu-Autor Andrzej Stach arbeitete einst als gebürtiger Pole in der DDR und erinnert sich gerne daran zurück.

© dpa Picture-Alliance

Andrzej Stach schreibt darüber, warum so viele aus oft fernen Ländern in die DDR kamen, wie es ihnen erging und welche Licht- und Schattenseiten es gab

1. [Heimat](#)
2. [DDR](#)
3. Ausländer in der DDR

© dpa Picture-Alliance

FÜR VIELE WAR ES ATTRAKTIV

Andrzej Stach schreibt darüber, warum so viele aus oft fernen Ländern in die DDR kamen, wie es ihnen erging und welche Licht- und Schattenseiten es gab

Der ostdeutsche Vorzeigestaat im kommunistischen Ostblock rief diverse Gefühle hervor. Westliche Besucher störten sich an der Eintönigkeit der Städte mit von Grau dominierten Plattenbauten und herunter gekommener alter Bausubstanz, mit wenig Abwechslungsmöglichkeiten für die Bürger und einem für westliche Verhältnisse kargen Warenangebot in den Läden. In den westdeutschen Medien dominierten ziemlich kurios auf sie wirkende Autos und von den westlichen Modetrends weit entfernt gekleidete Menschen das ostdeutsche Straßenbild. Gepaart mit politischen Berichten über das kommunistische Staatssystem ohne Presse- und Meinungsfreiheit, mit Stasi-Apparat und politischen Gefangenen sowie mit einem viel niedrigeren Lebensstandard als in der Bundesrepublik wirkte die DDR eher als Warnung denn als einladend und nachahmenswert.

Dazu passte, dass es kaum Ausländer zumal andersartig aussehende Menschen anderer Hautfarbe gab. Ganz anders wirkte die DDR auf Besucher aus der Sowjetunion und anderen Staaten des kommunistischen Lagers. Auch dort bestimmten Plattenbauten oftmals das monotone Stadtbild ohne bunte Werbung und moderne Autos. Und in vielen großen Städten gab es ähnliche nach dem Krieg gebaute Straßen im Stil der Frankfurter Allee in Ost-Berlin. Da sie dort selbst unter ähnlichen politischen Regimen lebten, konnten sie sich auch an den politischen Verhältnissen des Arbeiter- und Bauernstaats nicht besonders stören. Für die meisten von ihnen, allen voran für Ausländer aus den Staaten der sogenannten Dritten Welt verkörperte die DDR ein gut entwickeltes Land mit einer besseren Versorgung und Lebensqualität als in ihren eigenen Heimatländern.

Die DDR war das zweitstärkste Industrieland im Ostblock nach der Sowjetunion

Nach der Sowjetunion war die DDR das zweitstärkste Industrieland im Ostblock. Und zwar trotz äußerst ungünstiger Ausgangsbedingungen wie z.B. des im Rahmen von Zwangsreparationen durchgeführten Industrieraubs durch die Sowjetunion und der bis 1961 andauernden Abwanderung von 3,4 Millionen Menschen meist im produktiven Alter nach Westdeutschland. Und auch wenn die Wirtschaftskraft und der Lebensstandard weit unter dem in der Bundesrepublik waren, glich die ostdeutsche Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur Mitte der 1970er Jahre „der in modernen Industriestaaten“, stellten 1976 sogar westdeutsche Experten fest. Voller Anerkennung und wie durch ein Wunder durch die volkspolnische Zensur nicht geahndet schrieben 1979 die Autoren des Nachschlagewerks „Wörterbuch der DDR-Geographie“: „Die Leistung der Staatswirtschaft der DDR zeugt ausdrücklich von der riesigen Anstrengung der deutschen Nation, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren das Land nach den verheerenden

Kriegsschäden nicht nur auf die Beine gestellt, sondern es zum starken und vielseitig entwickelten Industrieland mit einem hohen Lebensstandard gemacht hat“ („Slownik geografii NRD“, Staatsverlag Wiedza Powszechna, 1979). In den 1970er Jahren reisten Millionen Polen in die DDR, wie auch Millionen von DDR-Bürgern nach Polen. Neben touristischen Reisen waren es vornehmlich millionenfache Einkaufsbesuche. Auch ich reiste damals mehrmals touristisch und als Germanistikstudent in die DDR und war u.a. in der Hauptstadt Berlin (Ost), Dresden und Leipzig aber auch in einigen kleineren Städten wie Görlitz, Bautzen, Zittau oder Guben. Die auffälligsten Unterschiede zu Polen waren für mich und wohl für viele andere Besucher aus Polen vor allem weniger „westlich“ gekleidete Menschen in der DDR. Denn die Polen durften schon damals in den Westen reisen und brachten von dort auch immer Kleidungsstücke mit, die sie in Polen trugen. Auch die vielen privaten Textilbetriebe in Polen stellten Kleidungsstücke nach westlichen Mustern her. Unterschiede gab es auch in den Geschäften. Die ostdeutschen Läden hatten z.B. mehr Zitrusfrüchte, während in Polen die Versorgung mit frischem Obst und Gemüse von Privatbauern viel besser war. Das Wein- und Bierangebot war sowohl in Berlin als auch in kleineren Städten viel umfangreicher als in Polen. Und während in der DDR die Techniksachen wie Transistorradios, Plattenspieler, Verstärker und Boxen aber auch Haushaltsgeräte aus der VEB-Produktion nach eigenen DDR-Entwürfen stammten, darunter auch die in Polen sehr geschätzten und begehrten Fotokameras wie die „Praktika“, gab es in Polen hauptsächlich Geräte, die dort nach westlichen Lizenzen hergestellt waren. Gleiches galt für die auf polnischen Straßen dominierenden PKWs aus der Lizenz von Fiat. Und nicht zuletzt konnte man in vielen polnischen Zeitungsläden auch westliche Zeitungen und Zeitschriften kaufen, darunter die „Süddeutsche Zeitung“, „Die Welt“ oder den „Spiegel“, die in der DDR nicht zu finden waren. Trotz alledem machten die DDR-Städte auf mich einen etwas wohlhabenderen und gepflegteren wengleich etwas langweiligen Eindruck als die polnischen. Verfall in den Städten war ansonsten in Polen damals genauso präsent wie in vielen DDR-Städten.

Gastarbeiter sollten als Hilfsmotor zum Aufbau des Sozialismus beitragen.

In der sehr homogenen Bevölkerung der DDR gab es wenige Ausländer. Während sie 1989 in der Bundesrepublik 7,7 % der Einwohner bildeten, waren es in Ostdeutschland 1,2 % - die Angehörigen der sowjetischen Truppen nicht mit gerechnet. Gemäß der Grundlinien der Außenpolitik kamen sie fast ausschließlich aus sozialistischen bzw. sozialistisch orientierten Entwicklungsländern. Bereits 1951 studierten im Rahmen des Studentenaustauschs die ersten Akademiker aus dem Ost-Block sowie im Rahmen von Entwicklungshilfe aus befreundeten Staaten der III. Welt. Aus den letzteren wurden auch Journalisten, Kommunalpolitiker, Gewerkschaftsfunktionäre und Offiziere ausgebildet. Außer ihnen gab es Ausländer, die sich kurzfristig, längerfristig oder mit einer unbefristeten Aufenthaltserlaubnis aufhielten, wie z.B. Flüchtlinge aus Chile, von denen fast alle in ihre Heimat zurückkehrten, Ausländer mit deutschen Ehepartnern, dienstlich Verpflichtete oder aber Minderjährige, die durch ihre Regierungen in die DDR zur Ausbildung geschickt worden waren, wie z.B. einige hundert Kinder aus Mosambik oder Namibia. Noch im Mai 1990 befanden in der "Schule der Freundschaft" bei Magdeburg 291 Kinder aus Namibia. Kurz danach wurden sie von der namibischen Regierung ausnahmslos in ihre Heimat geholt, obwohl sie mitten in der Ausbildung waren. Die mit Abstand größte Ausländergruppe in der DDR stellten Gastarbeiter/innen aus dem ehemaligen Ostblock sowie aus befreundeten Staaten in Asien und Afrika. Denn Ostdeutschland war mehr als nur ein Land zur Bildung, ideologischer Indoktrinierung oder militärischer Ausbildung



© Andrzej Stach

Andrzej Stach (links) als junge Aushilfskraft in einem FDGB-Erholungsheim in Oybin in der DDR 1974 - auch die anderen auf dem Foto sind wie er polnische Studenten, die dort aushelfen.



© dpa Picture-Alliance

Eine afrikanische Vertragsarbeiterin im VEB Kombinat Baumwolle 1986



© Bundesarchiv

Ein Vertragsarbeiter aus Mosambik 1984 im Braunkohlewerk Welzow



© dpa Picture-Alliance

Vietnamesische Auszubildende an einer Drehbank im VEB Carl Zeiss Jena in den 70er Jahren



© Andrzej Stach

Unser Autor Andrzej Stach in den 70ern in Oybin, wo er als polnischer Student aushalf

Eines der Hauptthemen für die mit aller Kraft vorangetriebene Entwicklung der Industrie und des Dienstleistungssektors war der große Arbeitskräftemangel. Er herrschte hauptsächlich im Bereich weniger qualifizierter Berufe und betraf die Bauwirtschaft genauso wie die Elektro-, Chemie-, Textil- und Lebensmittelindustrie, das Hotel- und Gastgewerbe. 1974 und 1975 verbrachte ich jeweils einige Wochen in Kurort Oybin, wo ich im Küchenbereich des FDGB-Erholungsheims bzw. als Kellner jobbte. So wie mehrere andere Studenten und Studentinnen aus Wrocław, die so ihr Ferienbudget dort aufbesserten. Und dies obwohl es bereits seit Anfang der 1970er Jahre in Polen möglich war, in westliche Länder zu reisen, dort zu arbeiten und viel mehr zu verdienen. Die denkbar unkomplizierten Einstellungsverfahren durch Vorzeigen des Personal- und Studentenausweises für die Unterschreibung des Arbeitsvertrags, ein geklärtes Arbeitsverhältnis und fester Lohn machten den Einsatz für uns attraktiv genug. Dazu kamen die gute Unterkunft und Verpflegung, eine gute Arbeitsatmosphäre sowie persönliche Kontakte mit deutschen Kolleginnen und Kollegen. Aber auch mit Kurgästen einschließlich gemeinsamer Abende sowie Ausflüge in die schöne Umgebung. Daraus entstanden mitunter längerfristige Kontakte und gar engere Beziehungen. Über Politik wollten sich allerdings nicht viele unterhalten. Derart kurzfristige Beschäftigungseinsätze auf beinahe selbständiger Basis zwischen den Betrieben und den Beschäftigten gab es auch in anderen Firmen in Ostdeutschland. Und über viele Jahre hinweg machten so mehrere zig Tausend jüngere Polinnen und Polen ihre Erfahrung mit dem Alltag und der Arbeit in der DDR.

Die ersten Gastarbeiter kamen aus Ungarn

Die ersten Erfahrungen mit Arbeitskräften aus Polen machte die DDR allerdings viel früher. Bereits 1963 – nur 18 Jahre nach dem Ende des II. Weltkriegs - unterschrieb sie nämlich mit der Volksrepublik Polen ein „Pendlerabkommen“ über den Einsatz polnischer Arbeitskräfte im Grenzgebiet, das 1966 noch präzisiert wurde. Auf dieser Grundlage pendelten jährlich bis 1990 etwa 4 - 5 Tausend meist polnischer Frauen aber auch Männer zur Arbeit in grenznahen Betrieben, die dort „im **Arbeitsprozess** auch neue Qualifikationen erwerben sollten“. Sie arbeiteten zu

gleichen Bedingungen wie die einheimischen Beschäftigten, wobei die Frauen meist in Fabriken wie z.B. im Halbleiterwerk Frankfurt (Oder) oder an den Spinnmaschinen des Chemiefaser-Kombinats in Guben. Im Görlitzer Zweigwerk des VEB-Kombinats Pentacon bildeten sie 40% der Belegschaft. Männliche Pendler arbeiteten u.a. in Braunkohlebergbau und Baugewerbe.

Die zweite Gruppe von Gastarbeitern aus Polen waren zwischen 10.000 und 30.000 polnische **Fachkräfte** jährlich, die bereits in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre mit polnischen Firmen zum Einsatz bei Bau- und Montagearbeiten in die DDR kamen. „Gute Erfahrungen hat die DDR-Wirtschaft auch mit polnischen Spezialistentrupps gemacht, die auf deutschem Boden Öl- und Erdgas-Pipelines verlegen oder der DDR-Reichsbahn die einst von den Russen konfiszierten zweiten Bahngleise legen“, berichtete 1971 „Der Spiegel“. Vereinzelt wurden auch westliche Firmen zur Realisierung von Bau- bzw. Modernisierungsprojekten geholt, wie z.B. in der zweiten Hälfte der 1960 Jahre in Witteberg, wo neben Firmen aus Polen eine japanische Firma mit ihren eigenen Leuten aus Japan beim Ausbau des VEB Stickstoffwerks Piesteritz half.

Die dritte Art bilateraler Abkommen bildeten „Verträge über die Entsendung von Arbeitskräften zur Ausbildung und Beschäftigung in der DDR“. Das erste wurde 1967 mit Ungarn unterzeichnet (1973 verlängert), danach 1971 mit Polen, 1974 Algerien, 1978 Kuba, 1979 Mosambik, 1980 Vietnam, 1982 der Mongolei, 1985 Angola sowie 1986 mit China und Nordkorea. Aus Polen *und Ungarn* wurden jährlich bis zum Ende der DDR zwischen 6.000–8.000 Vertragsarbeiter entsandt. Die Zahlen der ausländischen Vertragsarbeiter/innen und deren Herkunftsländer änderten sich immer wieder. Anfang der 1980er Jahre betrug ihre Gesamtzahl etwa 26.000, Ende 1989 etwa 94.000. Die Angehörigen der Sowjetarmee, Studenten und Diplomaten nicht mitgerechnet bildeten sie 1989 die größte Ausländergruppe in der DDR, und zwar in der Gesamtzahl von etwa 192 Tausend. Die meisten von ihnen mit 55 Tausend waren Vietnamesen, 38 Tausend kamen aus Polen, 15 Tausend aus Mosambik, etwa 11 Tausend aus Ungarn, 8.300 aus Kuba, 1.300 aus Angola sowie 900 aus China.

Das Geschäft mit den Gastarbeitern half auch den Entsendungsländern. Und nicht nur die DDR, sondern auch die Vertragsstaaten waren interessiert an der Entsendung von Tausenden von jungen Arbeitern und Arbeiterinnen. Ihr DDR-Einsatz entlastete nämlich den eigenen Arbeitsmarkt von Überangebot an Arbeitskräften. Gleichzeitig trug er zur **beruflichen** Qualifizierung der jungen Arbeitskräfte bei, die daheim nicht möglich gewesen wäre. Ein weiterer wichtiger Grund lag in der hohen Verschuldung der sozialistischen Entwicklungsländer bei der DDR, die sie teilweise mit der befristeten Entsendung der jungen Arbeiter begleichen wollten. Die zwischenstaatlichen Verträge bestimmten detailliert sowohl die Ausbildungs- und Beschäftigungs- als auch die Vergütungs- und Wohnbedingungen. Dadurch war es den ausländischen Arbeitskräften vor Ort fast unmöglich, etwaige Änderungen zu bewirken. Bei allen mit ihrer Beschäftigung verbundenen Fragen galt für sie, genau wie für ihre deutschen Kollegen, das Arbeitsgesetzbuch der DDR. Auch besaßen sie für die ganze Dauer ihres DDR-Aufenthaltes eine Sozial- und Krankenversicherung.

Der Arbeitsplatz für die ganze Dauer des Arbeitsvertrages wurde den ausländischen **Arbeitnehmern** zugewiesen und konnte nicht gewechselt werden. Die meisten wurden im unmittelbaren Produktionsbereich eingestellt. Sie kamen zum Einsatz in beinahe tausend Betrieben der DDR, vor allem in der Autoindustrie, in den Chemiefabriken, sie arbeiteten als Industriemitarbeiter und in den Wäschereien, am Fließband oder an den Stanzen. Während viele Vertragsarbeiter/innen aus Ungarn und Polen über Berufsqualifikationen verfügten und dementsprechend beschäftigt wurden, verrichteten die Gastarbeiter/innen aus Vietnam, Mozambique oder Algerien fast ausschließlich einfache und monotone Tätigkeiten oftmals unter gesundheitlich schwierigen Arbeitsbedingungen. Ähnlich übrigens wie die Gastarbeiter aus der Türkei oder Italien in Westdeutschland. Der Arbeitseinsatz begann mit einigen Wochen Deutsch-intensiv-Lehrgang. In einem darauffolgenden einjährigen Sprachkurs konnten die jungen Ausländer dann ihre Deutschkenntnisse erweitern. Im Rahmen der beruflichen Weiterbildung durften sie 15 bezahlte Tage jährlich für Fortbildungsmaßnahmen in Anspruch nehmen, was jedoch in der Praxis nur selten der Fall gewesen sein soll. Auch die Weiterqualifizierung in den Betrieben selbst lies oft viel zu wünschen übrig: "Im Betrieb hapert es mit der Fortbildung. ... Immer gibt es `viel zu putzen`" klagte ein Schlosser aus Mozambique.

Es gab gute Löhne, leider wurden sie nicht immer ausgezahlt. Die Einstellung der ausländischen Arbeiter erfolgte mit der IV. Lohngruppe für ungelernete Tätigkeiten. Nach drei Monaten Einschulung und **beruflicher** Qualifizierung, in denen sie 400 Mark monatlich bekamen, konnten die ausländischen Arbeitnehmer in die Lohngruppe V übernommen werden. Bei der Bezahlung waren sie den deutschen Mitarbeitern gleichgestellt und bekamen den gleichen Lohn für die gleiche Arbeit. Kleine Unterschiede, die sich hier zugunsten der ausländischen Arbeitnehmer ergaben, rührten daher, dass sie eine Trennungentschädigung in Höhe von 4 Mark täglich bekamen. Die Hälfte ihres Nettoeinkommens bekamen die ausländischen Arbeitnehmer in Mark der DDR ausgezahlt und konnten es für den Lebensunterhalt und Einkauf von Waren verwenden, die in ihren Heimatländern besonders begehrt waren. Es stand ihnen zu, diese Waren zollfrei in die Heimat zu schicken, wobei dies in den 80er Jahren wegen Versorgungsschwierigkeiten stark eingeschränkt wurde. Lohnunterschiede gab es aber auch zwischen der Vertragsarbeitern untereinander. Die Vietnamesen mussten z.B. 12% ihres Bruttoverdienstes an ihren Staat abführen, was ihren Nettolohn wesentlich schmälerte. Die Mosambikaner sollten die Hälfte ihres Lohnes erst nach der Rückkehr

in die Heimat bekommen. Da es bis heute nicht passiert ist, protestieren und kämpfen sie einmal in der Woche in der Hauptstadt Maputo für das ihnen zustehende Geld. Beschäftigte aus Polen bekamen 50% ihres Lohns vor Ort in Mark der DDR ausgezahlt und 50% wurden ihnen auf ihre Konten in Polen überwiesen, wofür sie dort die sogenannten Dollar-Bons bekamen, für die sie in den polnischen Intershop westliche Waren bzw. Autos oder Eigentumswohnungen kaufen konnten.

Ausländische Arbeiterinnen durften keine Kinder kriegen

Der Alltag spielte sich meist zwischen Arbeitsbetrieb und Gemeinschaftsunterkunft ab. Die Dauer der Arbeitseinsätze von Gastarbeitern wurde anfänglich nur auf zwei bzw. drei Jahre beschränkt, wurde dann aber später aufgrund des bestehenden Arbeitskräftemangels auf bis zu fünf Jahren verlängert. Nach dem Vertragsende hatten sie die DDR Richtung Heimat zu verlassen. Neben ihrer Unterbringung in Sammelunterkünften während ihres ganzen Einsatzes, wo sie nur unter sich blieben, trug auch dies dazu bei, dass nur wenige von ihnen beispielsweise die deutsche Sprache beherrschen und sich in die DDR-Gesellschaft integrieren konnten. Daran waren übrigens weder die DDR noch die Heimatländer interessiert und verfolgten dies mit diversen Restriktionen. Ausländische Arbeiterinnen durften in der Zeit ihrer Beschäftigung in der DDR beispielsweise keine Kinder kriegen. Bei einer schon bestehenden Schwangerschaft mussten sie entweder abtreiben oder in ihre Heimat zurückkehren. Dagegen durften schwangere Polinnen ihr Nachwuchs in der DDR zur Welt bringen. Auch die ohnehin fast unmögliche denn mit vielen rechtlichen Restriktionen verbundene Ehe mit einer DDR-Bürgerin oder einem DDR-Bürger befreite die Betroffenen nicht von der Rückkehrpflicht. Gegebenenfalls war beispielsweise ein vietnamesischer Arbeiter gezwungen, 8 000 Mark Ablösegeld an seinen Staat zu zahlen. Bei Akademikern betrug die Summe 30.000 Mark, bei Studenten 22.000 und bei **Lehrlingen** 12.000. Wiederum gab es nicht wenige Beschäftigte und im kleineren Maße Studierende aus Ungarn und Polen, die trotz rechtlicher Hindernisse seitens beider Vertragsländer und der DDR, dort heirateten und dauerhaft blieben.

Ein ehemaliger polnischer Gastarbeiter und sein Blick auf die DDR



© Andrzej Stach

Zenon Komorowicz, 81, arbeitete in den 60er Jahren als polnischer Gastarbeiter in der DDR



© Andrzej Stach

Heute lebt Komorowicz als Rentner im polnischen Badeort Miedzyzdroje

Der einundachtzigjährige Klempner Zenon Komorowicz, 1938 in Poznań geboren, hat sein ganzes Leben hart gearbeitet. Zusammen mit seiner Frau sind sie seit mehreren Jahren Rentner und bewohnen eine kleine Wohnung in Miedzyzdroje (Misdroy) an der Ostsee. Trotz seines hohen Alters ist der Handwerker erstaunlich fit, fährt immer noch seinen blitzblanken Kleinwagen und verdient sogar als Klempner noch etwas dazu. „Dass ich so gut darauf bin, verdanke ich meiner Gymnastik, d.h. der schweren **Arbeit** mein ganzes Leben lang“, lacht er. Zenon Komorowicz gehört zu den insgesamt einigen Hunderttausend polnischer Frauen und Männern, die mehrere Monate oder Jahre in der DDR gearbeitet hatten. Zwischen 1966 – 1968 war er als Maurerhelfer in der Lutherstadt Wittenberg bei der

Erweiterung des VEB Stickstoffwerks Piesteritz engagiert von einer Firma aus Tschenstochau (Czestochowa). Beschäftigt waren dort außerdem Arbeiter aus Jugoslawien und Ungarn. „Aber auch Japaner von einer japanischen Firma, die das Kombinat mit ihrem Knowhow modernisierte. Sie haben auch Maschinen und Material aus Japan mitgebracht und dort installiert“, erinnert sich der Rentner. „Für mich bedeutete die Arbeit in der DDR vor allem mehr Geld als für die gleiche Arbeit in Polen, zumal ich damals noch keine richtige Berufsbildung hatte und als Bauhilfsarbeiter beschäftigt war.“

Mit ihm arbeiteten damals in Wittenberg etwa tausend polnische Beschäftigte oder etwas mehr, sagt Komorowicz. „Die Arbeitszeit betrug acht Stunden täglich, samstags sechs Stunden, genauso wie in Polen. Mein Lohn betrug monatlich etwa 660 Mark. Das war relativ viel, denn obwohl ich ein einfacher Arbeiter war, verdiente ich dort so viel, wie jemand in der Leitung einer Baustelle in Polen, d.h. umgerechnet zwischen 3 und 4 Tausend damalige Zlotys.“ Die Hälfte des Geldes, d.h. 330 DDR Mark bekam er auf die Hand ausgezahlt und konnte damit die Unterkunft und Verpflegung bezahlen sowie andere Sachen kaufen. Die zweite Lohnhälfte wurde ihm auf eine polnische Bank überwiesen, wo er dafür sogenannte Dollar-Bons („bony dolarowe“) bekam. „Das war sehr gut, denn sie waren viel mehr wert als die Zlotys oder die DDR Mark. Mit ihnen konnte ich nämlich in den polnischen Intershops einkaufen. Dadurch wurde der Lohn noch viel höher.“ Alle drei Monate bekam Zenon Komorowicz vier Tage frei und konnte nach Polen fahren, um seine Frau und Kinder zu sehen. „Für die Kinder habe ich immer Spielzeuge gekauft und für meine Frau ich manchmal Schuhe oder Kleidung. Als ich aber einmal ein Paar Kinderschuhe für meinen Sohn kaufte und sie mitnehmen wollte, wurde ich im Zug an der Grenze von den DDR-Zöllnern angehalten. Da ich aber eine Arbeitsbescheinigung hatte, konnte ich die Schuhe doch nach Polen nehmen. Manchmal brachte ich auch Bananen oder Zitrusfrüchte nach Polen mit, denn bei uns waren sie in den 60er Jahren selten zu kaufen. Außerdem konnte ich durch die Arbeit dort etwas Neues kennenlernen, ein anderes Land. Das war für mich sehr interessant.“

Am 1-Mai-Umzug nahmen auch polnische Arbeiter mit einem polnischen Bergmannsorchester teil. „Dabei konnte ich dort zum ersten Mal auch Erich Honecker sehen. Wirklich!“ – erzählt Zenon Komorowicz und lacht zufrieden. Mit der deutschen Leitung gab es keine Probleme und sie kamen auch mit den deutschen Kollegen sehr gut aus. Nur manchmal konnte er merken, dass einige ältere Deutsche, die womöglich Soldaten unter Hitler waren, die polnischen Arbeiter etwas distanziert anschauten. „Na ja, das war doch nur zwanzig Jahre nach dem Krieg. Aber einmal hat ein älterer Mann, der im Garten vor seinem Haus arbeitete, die Arbeit unterbrochen als er uns hörte. Er begrüßte uns sogar auf Polnisch und freute sich sehr, dass er mit uns zum ersten Mal nach dem Kriegsende Polnisch sprechen konnte.“ In Wittenberg wohnte Zenon Komorowicz mit anderen polnischen Beschäftigten in einer Arbeiterunterkunft fast direkt am Werk. Die Wohnbedingungen fand er gut. In jedem Zimmer waren 3 – 4 Betten und Schränke. Auf dem Betriebsgelände gab es eine polnische und auch eine deutsche Mensa mit Frühstück, Mittagessen und Abendbrot. „Ein gutes Mittagessen kostete nur eine Mark und man wurde richtig satt davon. Es gab auch einen gemeinsamen Fernsehsaal. Einige von uns aus Polen hatten an den Antennen gebastelt und man konnte sogar Westfernsehen empfangen. Aber nach einigen Tagen kamen immer wieder irgendwelche Leute und es wurde beseitigt. Und dann ging’s wieder von vorne“, lacht Komorowicz. Nach der Arbeit gingen manche in die Kneipen, andere angeln, obwohl das Wasser sehr schmutzig war wegen des Betriebes. Er selbst fand auf einem Schrottplatz ein kaputtes Fahrrad, das er mit anderen dort gefundenen alten Teilen zusammen bastelte und besichtigte in der Freizeit auf dem Fahrrad die ganze Umgebung. „Mit dem Fahrrad fuhr ich auch zur Arbeit über Piesteritz. Ja, es war wirklich sehr fein und wenn sie mich noch heute bräuchten, würde ich sogar mit meinen 81 Jahren gleich hingehen“ – lacht Zenon Komorowicz.

Weitere Artikel



Verfasst von
Andrzej Stach
am 28.03.2020

